Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 45. Bromberg, den 3. Juni 1924.

Die japanische Pest.

Roman von Ludwig Anton.

Copyright 1922 by J. G. Holzwarth, Bad Rothenfelde (T. W.)

(22. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Der Vorsitzende biß sich auf die Lippen. „Hat irgend einer der Herren noch eine Frage an den Angeklagten, oder einen Zeugen?"

Niemand meldete sich.

„Wünscht einer der Herren noch eine Aufklärung? Ist irgend jemandem etwas unklar geblieben?"

Alle blieben still.

„Die Beweisaufnahme ist geschlossen. Das Wort hat der Ankläger, Herr Oberstleutnant Hayasi."

Der Kommandant begründete nochmals die Anklage und verlangte die Todesstrafe gegen den Deutschen wegen Hochverrates. Dabei zollte er ihm wegen seiner wissenschaftlichen Leistungen und seiner männlichen Charaktereigenschaften warme Lobsprüche und führte als mildernden Umstand den Rassengegensatz an, der dem Deutschen das Verwerfliche seines Vorgehens nicht habe zum Bewußtsein kommen lassen. Darum möge das Gericht von den Rechtsfolgen des Urteils, Konfiskation des Vermögens des Schuldigen absehen und der Witwe seine Hinterlassenschaft, sein Geld und seine Effekten unverkürzt zustellen.

„Das Wort hat der Verteidiger, Hauptmann Matsumoto."

„Hoher Gerichtshof. Ich gehe nicht so weit wie der Angeklagte, daß ich das Gericht ablehne. Im übrigen schließe ich mich seiner Anschauung an. Er hat, ohne ihn zu kennen, den Rechtsstandpunkt unseres Militärreglements sich zu eigen gemacht. Da heißt es: „Jeder brave japanische Soldat ist verpflichtet, wann und wo er kann, jeden Mann und jedes Weib, das dem Vaterland Gefahr bringen könnte, zu töten. Sofort, wenn die Gefahr dringend ist. Andernfalls hat er die Behörde zu benachrichtigen.

Das, meine Herren, ist unser Fall. Das gibt der Angeklagte zu. Er bezeichnete sich selbst als eine Gefahr für Nippon. Offen und ehrlich. Er ist bereit, die Folgen auf sich zu nehmen, die Folgen des Umstandes, daß er der erdrückenden Macht als unversöhnlicher Feind gegenübersteht. Oder halten Sie, Herr Doktor, eine Aussöhnung für möglich?"

„Wie meinen Sie das, Herr Hauptmann?"

„Würden Sie sich heute noch, angesichts des drohenden Todes, endlich verpflichten, über Ihre Forschungen und Erlebnisse in unserem Lande zu schweigen, falls wir Sie unbeschädigt entließen?"

„Nein, Herr Hauptmann."

„Einen Augenblick!" unterbrach der Vorsitzende. „Halten Sie, Herr Doktor, es für möglich, daß die deutsche Regierung mit der unserigen ein Bündnis schließen könnte zur gemeinsamen Ausnutzung der von Ihnen gefundenen Waffe gegen die übrigen Mächte der Erde, die ja auch Ihr Vaterland knechten und nicht zu Atem kommen lassen? In diesem Falle würden Sie unter sicherer Bewachung in Haft bleiben, bis die Antwort der Berliner Regierung auf unsere Anfrage eingetroffen ist."

„Ich halte die Zustimmung einer deutschen Regierung zu einem derartigen Vorschlage für ganz ausgeschlossen, Exzellenz. Ich halte es für ausgeschlossen, daß irgendeine europäische Regierung auf ein derartiges Angebot eingeht. Ich traue es nicht einmal den Franzosen zu. Ich wüßte auch nicht, in welcher Form man bei einer fremden Regierung einen derartigen Antrag stellen könnte."

„Ich danke, Herr Doktor. Herr Hauptmann, wollen Sie fortfahren!"

„Die Rechtslage, meine Herren, ist klar. Der Angeklagte handelte in einem Notstande. Er konnte nicht anders. Die männlichen Tugenden, die Umsicht und Tapferkeit, die er jederzeit unter uns gezeigt, haben unsere laute Anerkennung gefunden. Wir haben dabei stets nur den einen Umstand bedauert, daß er kein Sohn unseres Volkes ist. Unnatürlich wäre es, sein von uns laut anerkanntes Verhalten mit dem schimpflichen Worte „Verrat" zu beflecken. Als echte Söhne Nippons müssen wir die Tugenden auch beim Feinde anerkennen. Das wollen wir tun, indem wir das Urteil fällen: Es liegt kein Hochverrat, es liegt keinerlei unehrenhafte Handlung seitens des Angeklagten vor. Wir achten und schätzen ihn und bedauern aufs tiefste, ihm den Tod geben zu müssen, weil das Schicksal ihn uns zum Feinde geschaffen hat, der für unser geliebtes Vaterland eine Gefahr bedeutet."

Der Verteidiger setzte sich. Wieser drückte ihm stumm die Hand.

„Wollen Herr Oberstleutnant auf die Ausführungen des Verteidigers erwidern?" frug der Vorsitzende.

„Ich verzichte."

„Wollen Herr Doktor Wieser noch etwas bemerken?"

„Ich verzichte."

„Die Verhandlung ist geschlossen. Der Gerichtshof zieht sich zur Beratung zurück. Zur Bewachung des Angeklagten bleiben Herr Oberstleutnant Hayasi und Herr Hauptmann Matsumoto. Kann ich für Sie, Herr Doktor, noch etwas tun? Eine Erfrischung oder dergleichen?"

„Wenn ich eine Zigarre haben könnte, Exzellenz . . ."

Der Offizier zog eine Ledertasche hervor und öffnete sie. Er reichte dem Arzt eine lichte, große, dreikantig gepreßte Zigarre. „Andacht!" sagte er lächelnd. „Eine echte Sumatra."

Das Kriegsgericht verschwand. Wieser saß zwischen dem Kommandanten und seinem Verteidiger. Mit Wohlbehagen genoß er den köstlichen Duft des feinen Krautes. Wann hatte er zum letzten Male eine derartige Zigarre geraucht? Ja, er erinnerte sich. In Berlin war es, vor einem Jahre, am Gesellschaftsabend beim Geheimrat Baier, im Philosophenzimmer.

Der Inder! Warum fand er den Inder stets auf seinem Wege? In Berlin, in Ägypten, in Indien, ja selbst hier noch? Welch geheimnisvoller Zusammenhang verknüpfte ihn mit diesem Manne? Wie hatte der sterbende Fakir ihn als Bruder, als Wissenden ansprechen können? So, daß die Zeichen zurufen, die der Inder seinem Werkzeug, der Frau Lagrange — oder war sie wirklich eine polnische Gräfin namens Kraszewska? — angekündigt.

Ob die Revolutionsgeschichten richtig waren, die ihm die Frau gebeichtet? Vieles sprach dafür. Er hatte von Freunden, die aus Sowjetrußland gekommen, gehört, daß es nicht nur männliche, sondern auch weibliche Tschekakommissäre gegeben, die an der Spitze von Mordbrennerbanden durchs Land zogen. Sie fanden das Ende, das den meisten Revolutionsführern bestimmt ist, sie gingen in Blut und Schmutz auf gewaltsame Weise zugrunde. Ein Ende, das auch diese Frau finden mußte und gefunden hätte, wäre nicht das Wunder geschehen, unter dessen Einfluß ihr ganzes weiteres Leben stehen sollte.

War das Wunder aber auch wirklich geschehen? Konnte der Inder nicht der phantasievollen Frau die ganze Geschichte in einem unbewachten Augenblick suggeriert haben? Inmitten einer großen, glänzenden Gesellschaft oder im traulichen Halbdunkel eines Damenboudoirs? War die schöne Frau Lagrange gefährlich wie eine Schlange des Dschungels, weit gefährlicher noch war der Inder, der die Fäden in der Hand hielt, an der diese Puppe tanzte. Nicht bloß sie, auch der General Welcome und wer weiß, wie viele Menschen von Macht und Einfluß noch, die er still und unbemerkt durch einen Blick seines Auges gebändigt, deren Tatkraft er gebrochen oder durch die ihnen aufgezwungenen Vorstellungen nach einer anderen, ihm beliebten Richtung umgebogen hatte. Ein gefährlicher, unheimlicher Mensch, der mit unscheinbaren Mitteln unbewacht im Dunkeln losarbeitete auf unbekannte Ziele. Wohl Ziele politischer Natur. Wahrscheinlich daran dachte, sein Volk zu befreien und zu erheben. Und mit fast schmerzlicher Genugtuung erfüllte den Arzt der Gedanke, daß auch dieser Übermensch, dieser Halbgott umsonst wirkte und sich mühte. Hier, auf der kleinen Inselklippe lag der zündende Blitz verborgen, der die Welt in Flammen setzen, die weiße Menschheit austilgen sollte. Er aber, der Einzige, der das Unheil hätte verhüten können, stand dicht vor dem Tode. Wenige Jahre Vorbereitung, dann brach die japanische Pest über die Menschheit herein, unabwendbar, tödlich.

„Herr Doktor," unterbrach der Oberstleutnant den Sinnenden, „es ist mir ein Herzensbedürfnis, Sie um Entschuldigung zu bitten wegen der Anklage, die ich gegen Sie erhob. Aber ich bin Soldat, es wurde mir befohlen."

„Ich weiß, Herr Oberstleutnant."

„Sie werden sicher freigesprochen werden," meinte der Hauptman"

Wieser lachte. „Freigesprochen zum Tode, meinen Sie. Denn dafür haben Sie ja plaidiert, Herr Verteidiger."

„War ein anderes Ergebnis möglich, Herr Doktor? Sie haben es ja selbst so verlangt."

„Stimmt."

„Sie haben das Recht, einen Priester Ihres Glaubens als Tröster vor dem Tode zu verlangen und dadurch die Sache hinauszuziehen."

Wieser runzelte die Stirne. „Ich müßte lügen, wollte ich sagen, daß ich gerne sterbe. Ich hätte noch zu tun auf dieser Erde. Aber ich sterbe ja schon ein Jahr lang. Seit ich hier bin. Hätte ich die schwächste Möglichkeit auf Rettung, ich würde mich an das Leben klammern mit Händen und Füßen. Aber die Qual nutzlos verlängern? Wozu? Ich bin müde, unsagbar müde."

„Wie ist das bei Ihrem Glauben?" erkundigte sich wißbegierig der Kommandant. „Wie ich hörte, verkünden Ihre Priester ein ewiges Leben. Und doch wehren sich die Weißen gegen den Tod."

„Alles Leben sträubt sich instinktmäßig gegen die Vernichtung. Glauben? Ich weiß wirklich nicht, was ich glaube. Augenblicklich fühle ich mich ganz wohl und kann es gar nicht fassen, daß ich sterben soll. Dabei weiß ich, in einer halben Stunde ist alles für mich zu Ende. Nun, ich habe so viele Menschen sterben sehen, sah so oft, wie der Tod als Vorboten Schmerz- und Bewußtlosigkeit vor sich hersandte — Gott, es ist doch alles so egal, meine Herren!"

Der Gerichtshof kehrte zurück. Der Vorsitzende war der erste vor seinem Sessel. Er wartete, bis jeder zu seinem Platze zurückgefunden, dann erklärte er:

„Im Namen Sr. Majestät, des Kaisers. Das Gericht hat den Angeklagten vom Vorwurf des Hochverrates freigesprochen. Doch hat es zur Kenntnis genommen, daß sich Herr Dr. Wieser selbst als gefährlichsten Feind des Inselreiches der aufgehenden Sonne bezeichnete, daß er jeden Versuch der Versöhnung als aussichtslos zurückwies. Da nun Herr Dr. Wieser durch die Gnade Seiner Majestät zum Range eines japanischen Ritters erhoben wurde, erwarten wir, daß der Samurai Wieser die seinem Range entsprechenden Folgerungen aus seiner Erklärung nach unserem Rechte und unseren Sitten ziehen werde."

„Was heißt das?" fragte der deutsche Arzt.

„Harakiri," versetzte Hauptmann Matsumoto.

Wieser schüttelte den Kopf. „Ich weiß die Ehre Ihres Vorschlages zu würdigen," sagte er mit grimmigem Humor. „Es tut mir leid, nicht darauf eingehen zu können und Sie bemühen zu müssen, den mir anbefohlenen Selbstmord an mir selbst zu vollziehen."

„Ich sah das voraus," erklärte der japanische Admiral. „In welcher Weise wünschen Sie zu sterben?"

„Pulver und Blei, Exzellenz."

„Ganz recht. Es ist alles angeordnet. Sind Sie bereit?"

„Ich bin's!"

„Dann kommen Sie, Herr Doktor! Ich werde Sie geleiten. Ich bin der einzige Ihres Ranges hier auf dieser Insel. Es ist meine Pflicht, Sie auf Ihrem letzten Gang zu begleiten, und es ist mir eine ehrenvolle Pflicht, einem Manne von Ihren Verdiensten und Fähigkeiten diesen Dienst erweisen zu können."

Der Zug hatte sich geordnet. Voran Wieser, links von ihm die japanische Exzellenz, hinter ihnen die Offiziere, in der Rechten den gezogenen Säbel, in der Linken den entsicherten Browning.

„Ich bin Ihnen sehr verbunden, Exzellenz", erklärte Wieser höflich. „Ich wäre glücklich, könnte ich Ihnen den Dienst erwidern, den Sie mir in so ritterlicher Weise leisten."

„Der Glaube," meinte der Japaner, „dem ich angehöre, „lehrt, daß es keinen Tod gibt. Was wir Tod nennen, ist der Übergang zu einem andern, zum nächsten Leben. Man schreitet durchs Vergessen, aber man lebt weiter. Bis die Gottheit, des Traumes müde, eine andere Welt erschafft."

„Sie sind Buddhist, Exzellenz? Nun, schon im alten Griechenland gab es ja diesen Glauben."

„Davon ist mir nichts bekannt," erwiderte der Admiral. „Ich werde glücklich sein, wenn Sie mich belehren."

„Ein griechischer Philosoph, namens Heraklit, lehrte: Gott, er nennt ihn Logos, umgibt unsere Welt wie eine Schale, durchdringt sie, wie die Atmosphäre, belebt sie mit einem Teile seines Wesens, mit dem anderen beobachtet er sie. Die Teile des Logos, die er zur Erde sendet, sie zu beleben, erhalten eine Rolle, die sie zu spielen haben, wie die Schauspieler eines Theaters. Um nun ihr Spiel natürlicher und unbefangener zu gestalten, wird ihrem Bewußtsein das Gedächtnis genommen. Sie, zum Beispiel, haben vergessen, daß Ihnen bloß eine Rolle zu spielen aufgetragen wurde, Sie glauben allen Ernstes, Sie seien eine Kaiserlich japanische Exzellenz. In Wirklichkeit existieren Sie gar nicht. Sie werden sich krampfhaft weiter bemühen, diese nicht ganz leichte Rolle sachgemäß darzustellen, wobei ich wohl schon in den nächsten Minuten von meinem Logensitz aus Ihnen zuschauen werde. Ich hoffe, Sie werden die Erwartungen nicht enttäuschen, die ich auf Ihre Kunst setze."

(Schluß folgt.)

Karlchen nimmt ein Sonnenbad.

Von Karl Ettlinger-München.

Kinder, so wie dieses Jahr, habe ich mich noch nie auf die Sommerfrische gefreut! Natürlich kann ich mir's nicht leisten, in einen der teuren Kurorte zu gehen; mir ist das Dörfchen Kleinhinkelsbach warm empfohlen worden. Dort sei es noch riesig billig, weil die Kühe nie auf die Butterbörse gingen, die Ortschaft sei rings von Umgebung umgeben, und was den Wald anbeträfe, so habe man erst voriges Jahr einen Baum gepflanzt. Diese Beschreibung ließ mein Herz höher schlagen, denn ich bin ein fanatischer Sonnenbädler. Und ich beschloß: „Karlchen, du rasselst nach Kleinhinkelsbach und badest Sonne, bis du braun bist wie ein Kongoneger!" Und meine Resi sagte: „Jawohl, fahre ein bißchen zu meiner Erholung weg."

Wie ich in Kleinhinkelsbach ankam, war ich ganz paff vor Begeisterung und schrie: „Pfui Deiwel, ist es hier schön!" Nämlich, wenn man ein Gebirge hinzudenkt und die Wanzen im Bett hinwegdenkt, dann ist es wirklich ein entzückendes Fleckchen Erde. Und ich nahm mir vor: morgen in aller Frühe beginnt das Sonnengebade!

Ich wachte morgens sehr zeitig auf, und zwar, weil es anhaltend tupp-tupp-tupp machte. Das war ein Tropfen, der mir in Abständen von je einer halben Sekunde auf die Nase fiel. Weil es draußen regnete und das Dach etwas zahnlucket war. Ich sprang aus dem Bett, wand mein Hemd aus, hängte es neben dem Bettuch zum Trocknen auf und sah durchs Fenster: es goß in Strömen. Na, dachte ich mir, so einen Regentag muß man schon mit in Kauf nehmen, morgen wird es schon wieder schön sein. Ich verbrachte diesen Tag in der Gaststube und schrieb meiner Resi eine Postkarte: „Ich komme mir vor wie Noah in der Arche, es fehlt nur noch ein Affe. Hättest du nicht Lust, zu kommen?

Abends schnitt ich mir den Daumen von meinem linken Handschuh ab, stülpte ihn mir über die Nase als Schutzvorrichtung und schlief wie ein Gott, der an Schlaflosigkeit leidet Und morgens hatte ich eine buntgesprenkelte Nase, weil der Handschuh infolge der Nässe abgefärbt hatte. Und es machte tupp-tupp-tupp. Wie ich zum Fenster hinaussah, waren ein paar Wolken zerbrochen. Auf der Dorfstraße war die schönste Badegelegenheit. Na, dachte ich mir, du hast ja noch 12 Tage Urlaub vor dir, man muß Geduld mit der Sonne haben. Vielleicht ist ein kleiner Planet gestorben und sie hat Trauer.

Die nächsten 8 Tage war das Wetter sehr beständig, es regnete ununterbrochen. Ich legte mich jetzt immer umgekehrt ins Bett und fing die Tupp-tupp-tupps mit der großen Zehe auf. Meine große Zehe sieht aus, als hätte sie ein Zahngeschwür. — Aber mein Gastgeber versicherte mir, morgen hellt sichs auf! Er weiß das ganz genau: er hat einen Laubfrosch, und der hat das Zipperlein, und wenn es den so reißt, dann kommt ein Witterungsumschlag!

Das beruhigte mich außerordentlich, denn ich kannte die Wirtsstube nun auswendig und wollte endlich Sonnenbäder nehmen. Morgens wachte ich von einem furchtbaren Stoß in den Magen auf, es war aber weiter nichts passiert, sondern nur das Dach war eingestürzt. Tupp-tupp-tupp. Ich flüchtete die Treppe hinunter, aber das ging nicht so schnell, weil mir Schwimmhäute zwischen den Zehen gewachsen waren. Und auf der Nase wuchs mir ein großer Schwammerling.

Diesen Vormittag machte ich einen großen Ausflug, nämlich nach der Gaststube. Ich studierte im „Kleinhinkelsbacher Dorfboten" die Liste der Ertrunkenen, die so unvorsichtig gewesen waren, sich auf die Dorfstraße zu wagen. Zum Mittagessen gab es Gulasch, und ich vermutete, das war der Laubfrosch. Wenigstens schmeckte es so nach Zipperlein. Ich lobte den Wirt und erkundigte mich: „Haben Sie keine Pumpe im Hof, ich möchte nämlich ein Sonnenbad nehmen!" Und er antwortete: „Morgen hellt sich's bestimmt auf!"

Morgen hellte es sich tatsächlich auf, — nicht am Himmel, sondern in meinem Gehirn, weil ich beschloß: „Jetzt fahr' i hoam! Weiß der Teufel, wohin sie die Sonne verschoben haben! Was tue ich noch hier? Die Gaststube kenne ich, den Laubfrosch habe ich gegessen, einen Schnupfen habe ich, daß meine Nase läuft, als wäre die Polizei hinter ihr her, jetzt sause ich nach München zurück und vermiete meine Gurke an einen Champignonzüchter.

Das Haus des Gerichtes.

Von Oskar Wilde.

Stille war es im Hause des Gerichtes. Und der Mensch trat nackt vor Gott.

Und Gott öffnete das Lebensbuch des Menschen und Gott sprach zu dem Menschen: „Dein Leben ist böse gewesen und du warst grausam zu denen, die Hilfe heischten. Und zu denen, die in Not waren, warst du bitter und hartherzig. Die Armen schrien zu dir und du hörtest sie nicht, und der Ruf der Meinen im Leide fand bei dir taube Ohren. Du tratst dein Erbe an und du sandtest die Füchse in des Nachbars Weingarten. Du nahmst das Brot der Kinder und gabst es den Hunden zum Fraße. Und meine Aussätzigen, die in Sümpfen wohnten und im Frieden lebten und mich priesen, die jagtest du fort auf die Landstraße. Und auf meiner Erde, aus deren Schoße ich dich zog, vergossest du unschuldiges Blut."

Und der Mann gab Antwort und sprach: „So tat ich."

Und wieder öffnete Gott das Buch des Lebens.

Und Gott sprach zu dem Manne: „Dein Leben ist böse gewesen und du suchtest nach der Schönheit, die ich offenbarte und du gingst vorüber am Guten, das ich verbarg. Die Wände deines Zimmers waren bedeckt mit Bildern und vom Lager deiner Verruchtheit standst du auf beim Ton der Flöten. Du erbautest sieben Altäre den Sünden, die ich litt, und aßest von der Speise, die nicht gegessen werden soll. Und der Purpur deines Gewandes war bestickt mit den drei Zeichen der Scham. Deine Götzenbilder waren weder von Gold noch von Silber, von keinem Metall, das ewig bleibt, sondern vom Fleische, das stirbt und vergeht. Du beflecktest ihr Haar mit Narden und du gabst ihnen Granatäpfel in die Hände. Du beflecktest ihre Füße mit Safran und breitetest Teppiche vor ihnen aus. Mit Antimon beflecktest du ihre Augenlider und besudeltest ihren Leib mit Myrrhen. Du beugtest dich bis an den Boden vor ihnen und die Throne deiner Götzenbilder standen in der Sonne. Du zeigtest der Sonne deine Schande und dem Monde deine Narrheit."

Und der Mann gab Antwort und sprach: „So tat ich."

Und ein drittesmal öffnete Gott das Buch des Lebens.

Und Gott sprach zum Mann: „Böse ist dein Leib gewesen und mit Bösem vergaltest du Gutes und mit Übeltat vergaltest du Wohltat. Die Hände, die dich nährten, hast du verwundet, und die Brüste, die dir Nahrung gaben, hast du verachtet. Der zu dir kam und dich um Wasser bat, ging durstend von dir, und die Geachteten, die dich in ihren Zelten verbargen bei Nacht, verrietest du vor dem Morgengrauen. Den Feind, der dich verschonte, erschlugst du im Hinterhalt, und den Freund, der mit dir ging, verkauftest du um Geld, und allen, die dir Liebe brachten, gabst du nur Lust dafür."

Und der Mann antwortete: „So tat ich."

Und Gott schloß das Buch des Lebens und sprach: „Gewiß will ich dich zur Hölle schicken, in die unterste Hölle will ich dich schicken."

Und der Mann schrie: „Das kannst du nicht."

Und Gott sprach zu dem Mann: „Warum kann ich dich nicht zur Hölle schicken? Aus welchem Grunde nicht?"

„Weil ich immer in der Hölle gelebt habe", antwortete der Mann.

Und Schweigen herrschte im Hause des Gerichtes.

Zufall oder . . .?

Der englische König Georg III. wurde am 4. Juni 1738 zur selben Stunde und in derselben Gemeinde mit einem gewissen Hennings geboren. Als der Vater dieses Hennings starb und er selbst dessen Geschäft übernahm, entschlief an demselben Tage auch Georg II., der Großvater Georgs III., und dieser bestieg 1760 den Königsthron. König Georg sowohl wie Hennings hatten jeder 15 Kinder und beide verfielen später in Geistesschwäche, der sie beide am 29. Januar 1820 erlagen. In den Krankheitsäußerungen beider hat man beobachten können, daß Verschlimmerungen und Besserungen zur selben Zeit auftraten.

Die Schwägerin des Dichters Leconte de Lisle erzählte eines Tages in Gesellschaft, daß sie ein Gesicht gehabt habe, worin ihr der Tod eines ihrer Freunde, der Beamter in den Kolonien war, gezeigt worden sei, und zwar sei er von einer Giftschlange gebissen worden. Man teilte diesem Herrn M., der einen Posten auf Martinique bekleidete, dies mit und seine Gattin beschwor ihn, das Land zu verlassen, da es dort in der Tat von Schlangen wimmelte. M. gab nach und ließ sich nach Guadeloupe versetzen, wo keine Schlangen vorkommen. Darauf beruhigte man sich allerseits wieder und M. trat, nachdem seine Dienstperiode um war, die Heimreise an. Das Schiff, auf dem er fuhr, nahm unterwegs eine Ladung Apfelsinen an Bord, und zwar von Martinique, wo es vor Anker lag. M. hütete sich wohl, das Schiff zu verlassen. Aber da geschah es, daß während des Verladens aus einer der Apfelsinenkisten eine Otter entschlüpfte, die es sich darin bequem gemacht hatte. M., der dabei stand, wurde von ihr gebissen und starb während der Fahrt. Erwähnt muß noch werden, daß Frau Leconte de Lisle die Schlange ausdrücklich als eine solche von Martinique bezeichnet hatte.

Am 27. Juni 1894, morgens gegen 9 Uhr, arbeitete Dr. Gallet in Gesellschaft seines Studienfreundes Dr. Varay in seinem Zimmer in Lyon. Plötzlich überkam Gallet ein unbeschreibliches Gefühl und er äußerte sich zu Varay (es war am Tage der Präsidentschaftswahl) „Casimir-Périer ist mit 451 Stimmen zum Präsidenten der Republik gewählt worden!" Varay, der ihn zunächst verständnislos anblickte, glaubte, Gallet mache sich einen Scherz mit ihm, aber wenige Stunden später verkündeten die ersten Depeschen die Wahl Casimir-Périers mit 451 Stimmen.

Während des italienisch-tripolitanischen Feldzuges träumte dem achtjährigen Sohn eines italienischen Hauptmannes, daß sein Vater vor Tripolis, an einen Baumstamm gelehnt, stehe und, in Beobachtungen begriffen, nicht bemerke, wie ein feindlicher Soldat sich von hinten an ihn heranschlich. Angstvoll schreit der Knabe auf, erwacht und erzählt seinen Traum der Mutter. Bereits um 9 Uhr vormittags des nächsten Tages trifft ein Telegramm von der Armee ein, das die Mitteilung enthält, daß der Hauptmann bei einer nächtlichen Rekognoszierung von der Kugel eines feindlichen Soldaten niedergestreckt worden sei. („Tag")

Die „Göttin der Vernunft".

Unter dem Titel „Vieilles maisons, vieux papiers" veröffentlicht G. Lenôtre von Zeit zu Zeit seine kleinen Forschungen über die Vorgänge im Hinterhause der Weltgeschichte. In einem seiner letzten Bände geht er u. a. auch der Persönlichkeit nach, die dazu berufen wurde, in der Nôtre Dame zu Paris am 10. November 1793 die Göttin der Vernunft darzustellen. Es gehört zum Merkwürdigsten, daß die Quellen uns nicht sicher erkennen lassen, welcher Dame diese hohe Ehre zuteil wurde, so bald wurden diese schrecklichen Tage später vergessen. Immerhin neigt sich Lenôtre der Ansicht zu, es sei ein Fräulein Aubry vom Ballett der Oper gewesen. Offenkundig verdankte sie ihre Auswahl dem Zufall, so wie etwa heute die Midinettes ihre Königin wählen: ein Meteor, der aufsteigt, um einen Tag lang „königliche Ehren" einzuheimsen, um gleich noch am Abend der Mittfasten wieder in der Vergessenheit zu ver-

schwinden. Man muß ja auch nicht denken, daß die Aubry, die eine hervorragend schöne Körpergestalt besaß (Chaumette sollte „ein Meisterwerk der Natur“ verehrt wissen) etwa aus revolutionärer Begeisterung sich für diese Maskerade zur Verfügung stellte, sondern weil sie als Ballettratte ans Gehorchen gewöhnt war; übrigens paßte ihr diese Rolle schon insofern, als sie gewohnt war, in den Opernstücken Königinnen zu mimen. Lenôtre verfolgt auch noch ihre späteren Schicksale. Sie blieb noch eine gefeierte Darstellerin der Oper unter dem ersten Kaiserreich, die „Minerva“ bis zum 27. Februar 1807, wo sie als „Gloire“ in der „Rückkehr des Odysseus“ auftrat und dabei infolge einer Nachlässigkeit des Personals schwer verunglückte. Eine Zeitlang entwickelte sich eine heftige Diskussion über diesen Vorfall und die kaiserliche Polizei tat das ihrige, um diesen zu verschärfen, weil sie es gerne sah, wenn die Aufmerksamkeit der Pariser von der hohen Politik abgelenkt wurde. Aber merkwürdigerweise dachte schon damals niemand mehr an die Rolle, die sie im Jahre 1793 in der Weltgeschichte gespielt hatte. Sogar eine Veränderung in den Persönlichkeiten der Opernleitung entwickelte sich aus dem Streit, der den Kaiser und seine Gemahlin beschäftigte; von Ostpreußen aus schrieb Napoleon an Josephine: „Ich sehe, daß du über die Katastrophe der Minerva der Oper heftig erregt bist . . . . Ich sehe, daß die Angelegenheit der Aubry die Pariser mehr beschäftigt, als alle Verluste, welche die Armee erleiden kann.“ . . . . Daß sie ein Mädchen war, das sich in seiner Lebensführung natürlich kaum als „Göttin der Vernunft“ gerierte, beweist die Tatsache, daß sie einem namenlosen Vater ein Töchterchen schenkte, Fanny, die das Lebensende mit ihr teilte, das übrigens nichts weniger als glücklich war. Sie erholte sich nämlich nicht mehr von den Folgen ihres Unglücks, sie siechte dahin, und obschon sie noch von dem Kaiserpaar finanziell unterstützt wurde, war ihr Glücksstern verschwunden. Als auch ihre Tochter aus dem Ballett entlassen wurde und erkrankte, lebten die beiden Frauen in der Not und starben kurz hintereinander im Jahre 1829. Auf dem Friedhof Montmartre steht in einer Ecke das verfallene Doppelgrab; niemand erinnert sich mehr, daß an dieser Stelle die einst hochgefeierte Göttin der Vernunft liegt.

Das chinesische Witwenopfer.

Die Sitte der Witwenverbrennung in Indien, von der wir erst vor kurzem eine anschauliche Schilderung gebracht haben, ist allgemein bekannt, obwohl der letzte dieser Opfertode mit staatlicher Genehmigung bereits 1829 stattgefunden hat und die britische Regierung dort diesen fanatischen Aberglauben fast vollständig unterdrückt hat. Der Brauch, daß die Frau dem toten Gemahl freiwillig ins Jenseits nachfolgt, ist aber nicht nur auf Indien beschränkt, sondern war auch bei den alten Germanen üblich und ebenso bei russischen, slawischen und wendischen Stämmen. Der freiwillige Tod der Witwe gilt noch heute in China als ein heiliges Opfer, das festlich begangen wird. Diese Selbsttötung der Witwe erfolgt im Reich der Mitte am häufigsten durch Erhängen, aber auch durch Verhungern, Ertränken, Vergiften, niemals aber wie in Indien durch Verbrennung. Wie eine solche Witwenopferung vor sich geht, beschreibt Rosa Klaus in „Reclams Universum“:

Obwohl die chinesische Witwe freiwillig aus dem Leben scheidet, so wird sie doch dazu in vielen Fällen durch äußere Umstände gezwungen. Gar häufig ist sie so arm, daß ihr gar nichts anderes übrig bleibt; aber auch die Verwandten des Mannes, die die Pflicht haben, für die Witwe zu sorgen, drängen sie zu diesem ehrenvollen Tod, der auch der ganzen Familie Ruhm bringt und sie von einer lästigen Mitesserin befreit. Die „liebevolle“ Familie des verstorbenen Gatten preist daher die Tat der unglücklichen Frau laut, und in den Tempeln werden diesen „tugendhaften Witwen“ Gedenktafeln aufgerichtet. Die Feier eines solchen Witwen-Selbstmordes vollzieht sich folgendermaßen:

An dem Tage, der für dieses „Fest“ festgesetzt ist, sucht die Unglückliche zunächst den Tempel auf und läßt sich dann von vier reichgekleideten Mädchen in einer Sänfte durch die Straßen tragen; sie selbst ist mit schönen Gewändern angetan und mit Blumen geschmückt. Allerwärts treten die Leute aus den Häusern und neigen sich vor ihr, folgen auch mit frommen Gebeten im Zuge. Indessen ist vor dem Wohnhaus der Witwe eine Terrasse errichtet worden, auf der sie sich am Abend der Menge zeigt. Vor den Augen der Versammelten streut sie zuerst in alle vier Himmelsrichtungen Getreidesamen aus, womit sie gleichsam reichen Segen auf ihre nachbleibenden Angehörigen herabfleht. Danach nimmt sie auf einer erhöhten Sitzgelegenheit Platz und nun werden ihr von ihren eigenen, sowie ihres Mannes Brüdern überschwengliche Huldigungen unter Darreichung von Tee und köstlichen Weinen bezeigt. Sind somit alle Zeremonien erfüllt, so hat endlich die Todesbereite die Pflicht, einen Stuhl zu erklettern, von dem sie bequem den sie erwartenden Strick erreichen kann. Dieser Strick ist meistens am Dach des Hauses festgemacht und von da herabgelassen. Hat sie ihn erst vor allem Volk sichtbarlich um ihren zierlichen Hals gelegt, so stößt sie den Stuhl gewaltsam mit einem Ruck unter den Füßen fort und das Opfer ist vollbracht. Früher war es üblich, daß einer oder gar mehrere Mandarinen den Ehrungen der Brüder sich anschlossen, und überhaupt die Adelsfamilien zum Andenken an die todgetreuen Witwen Kerzen und Weihrauch, ja sogar Ehrenpforten in den Tempeln stifteten.

Der redende Pinscher.

Der bekannte Bauchredner Worth betritt mit seinem Pinscher ein Restaurant. Er nimmt in einer Ecke Platz; sein Hund springt auf den Stuhl neben ihm.

Worth: „Kellner, ein Glas Bier!“
Der Hund: „Mir auch eins!“
(Der Kellner ist baff, die anderen Gäste gleichfalls. — Der Kellner bringt die zwei Glas Bier.)
Worth: „Und nun ein Beefsteak!“
Der Hund: „Mir auch eins!“
(Allgemeine Sensation. — Gemüsehändler Krause tritt an Worths Tisch.)
Krause: „Ihr Hund kann sprechen?“
Worth: „I wo!“
Krause: „Ich hab's doch selber gehört!“
Worth: „Sie irren sich, mein Herr!“
Krause: „Sehr gut! Was wollen Sie für das Tier haben?“
Worth: „Ich sagte Ihnen schon —“
Krause: „Scherz beiseite! Wollen Sie mir den redenden Hund für 200 Rentenmark lassen?“
Worth: „Den Hund — ja! Aber ich wiederhole nochmals . . .“
Krause: „Schon gut! Hier sind 200 Rentenmark!“
Worth: „Danke! Aber die Herren sind Zeugen . . .“
Alle: „Ja, ja! Die Sache ist glatt! —“

Worth trinkt sein Bier aus, zahlt, steckt die 200 Rentenmark ein und empfiehlt sich. Wie er hinausgeht, sagt der — Hund:

„Von jetzt ab rede ich aber keinen Ton mehr!“ B.

Bunte Chronik

*** Ein Brautpaar mit 37 Kindern.** In Kufstein wurde der Landwirt Daniel Folger mit der Witwe Hoddig Pöschl getraut. Der Bräutigam zählt 62 Jahre und hat aus seiner ersten Ehe 21 Kinder, die Braut zählt 59 Jahre und hat in ihrer ersten Ehe 16 Kindern das Leben geschenkt. Zusammen zählt also das Ehepaar 37 Kinder. Bei der Hochzeit gings hoch her. Der „engere Familienkreis“ allein bezifferte sich nur auf etwa 180 Personen.

*

*** Eine furchtbare Viehseuche.** An der holländisch-deutschen Grenze wütet seit etwa 14 Tagen unter den Kühen eine furchtbare Seuche, die, wenn sie sich weiter ausbreitet, eine große Gefahr darstellt. Die befallenen Tiere sterben innerhalb zwei Tagen. Die Erkrankung beginnt mit heftiger Atemnot, dann tritt heftiges Nasenbluten ein, und nach wenigen Stunden verendet das Tier. In Holland sind bisher über 1000 Tiere an der Seuche gestorben. Die Tierärzte stehen vor einem Rätsel. Sie wissen nicht, worauf die Erkrankungen zurückzuführen sind. Bisher haben alle Mittel, der Seuche beizukommen, nichts gefruchtet.

*

*** Wasser unter der Sahara.** Das Niederbringen artesischer Brunnen hat seit Jahren die Erfahrung bestätigt, daß sich unter dem Sande der Sahara ein Wasserspiegel befindet, dessen Grenzen man bisher zwar nicht genau feststellen konnte, der aber die Annahme rechtfertigt, daß er sich unter dem Boden weiter Teile der Wüste erstreckt. Man muß bis zu einer Tiefe von 70 bis 150 Meter graben, ehe man auf das Wasser stößt, das in hohem Strahl aus dem Borloch hervorbricht. Dieser Wasserstrahl befördert Fische und kleine Krabben springfrisch an die Oberfläche, in Begleitung von allerlei anderen lebenden Wasser- und Muscheltieren in frischem Zustande. Diese Tiere gehören denselben Gattungen an, die in den Seen von Palästina heimisch sind. Die Wissenschaft sieht sich hier vor eine ganze Kette von schwer zu lösenden Problemen gestellt.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.